

Kapitel 1 Deutschlandlabor: Mentalität

Wie leben die Deutschen und wie sind sie wirklich?

Nina: „Hallo! Wir sind Nina ...“

David: „... und David vom Deutschlandlabor. Wir beantworten Fragen zu Deutschland und den Deutschen.“

Nina: „Heute geht es um das Thema „Mentalität“. Wie sind die Deutschen?“

David: „Und gibt es typisch deutsche Eigenschaften?“

Im Ausland gelten die Deutschen oft als pünktlich, fleißig, ordentlich und humorlos. Dieses alte Bild von den Deutschen hat sich bis heute an vielen Orten der Welt gehalten. Aber aktuelle internationale Studien zeigen, dass es in vielen Ländern heute ein positives Bild von Deutschland und den Deutschen gibt. Doch wie sehen sich die Deutschen selbst?

David: „Wie sind die Deutschen?“

Passant 1: „Ehrlich.“

Passant 2: „Gewissenhaft.“

Passant 3: „Kalt, diszipliniert.“

Passant 4: „Strebsam, fleißig.“

Passant 5: „Sparsam.“

Passant 6: „Höflich, nett, ordentlich, fleißig.“

Passant 7: „Auch hilfsbereit.“

Passant 8: „Wir werden auch immer weltoffener.“

Passant 9: „Die Deutschen versuchen immer alles ganz genau zu machen, alles ganz präzise zu gestalten.“

David: „Viele Menschen sagen, die Deutschen sind pünktlich und gut organisiert.“

Nina: „Und sie sagen, die Deutschen sind weltoffen.“

Es gibt etwa 80 Millionen Deutsche, und die sind natürlich nicht alle gleich. Aber es gibt Unterschiede zwischen verschiedenen Kulturen, die zu Problemen führen können. Kommunikationsexperte Wolfgang Jockusch bereitet Mitarbeiter aus anderen Ländern auf die Arbeit in Deutschland vor.

Nina: „Herr Jockusch, Sie kennen die Deutschen ganz gut, hab ich gehört. Wie sind wir Deutschen denn?“

Wolfgang Jockusch: „Das kommt darauf an, wen man fragt. Viele halten uns zum Beispiel für die besonders pünktlichen Leute. Ja, also Deutschland und Pünktlichkeit und Ordnung und Zuverlässigkeit, das wird immer sehr gerne miteinander verbunden.“

David: „Was ist denn typisch deutsch? Es gibt doch schon was.“

Wolfgang Jockusch: „Ja, auf jeden Fall. Also, ich glaube, was ganz typisch deutsch ist, ist unsere direkte

Kommunikation. Die Deutschen lieben es, auf den Punkt zu kommen.“

Nina: „Ich höre so oft, dass wir Deutschen so fleißig sind. Ist das richtig?“

Wolfgang Jockusch: „Fleiß hat sicherlich auch einen hohen Stellenwert für die Deutschen. Man kann Kulturen danach vergleichen, ob sie sich eher über Leistung orientieren und Wettbewerb oder auf der anderen Seite Harmonie ... Wenn ich daraus einen Vergleich mache, dann ist die deutsche Kultur sicherlich eine, die sehr auf Leistung und Wettbewerb orientiert ist.“

Oft sagt man, die Deutschen halten sich an Regeln und Verbote, wie auf diesen Schildern. Heute sollen David und Nina ein paar neue Regeln finden – für typische Bewohner Deutschlands: die Gartenzwerge.

David: „Eine Regel für meinen kleinen Zwerg.“

Passantin 1: „Du sollst niemals intolerant gegenüber anderen Gartenzwergen sein!“

Passantin 2: „Du sollst jeden Morgen vor dem Frühstück ein Goethe-Gedicht rezitieren!“

Passantin 3: „Du sollst frei sein!“

Passantin 4: „Mehr lachen bitte!“

Passantin 5: „Du musst anfangen, laut zu singen, wenn dich irgendetwas nervt!“

Passant 6: „Nicht immer so unter Zeitdruck sein, sondern einfach mal die Sachen ein bisschen ruhiger angehen!“

Passantin 7: „Du musst viel mehr lachen!“

Passant 8: „Du sollst keine Currywurst essen!“

Passantin 9: „Du darfst keine weißen Tennissocken in Sandalen tragen!“

Passant 10: „Du musst gar nix!“

Passant 11: „Du musst das Leben mehr genießen!“

Passantin 12: „Du musst freundlich sein, wenn du möchtest, dass auch andere zu dir freundlich sind.“

David: „Die Deutschen sagen über die Deutschen, dass sie ordentlich, diszipliniert und genau sind. Sie haben viele Regeln und sind oft sehr direkt, wenn sie ihre Meinung sagen.“

Nina: „Ich finde es ja gut, wenn man direkt und ehrlich ist.“

David: „Ich auch! Du bist ein bisschen dicker geworden.“

Nina: „Was?“

David: „Ich bin nur direkt und ehrlich.“

Nina: „Sehr witzig!“

Kapitel 2

Radfahrer gegen Autofahrer

Christian Storbeck: „Bleib mir von der Pelle! Das ist meine Haut, es ist keine Außenhaut aus Blech und Stahl, die man über die Versicherung ersetzen kann, sondern es sind immer gleich meine Knochen.“

Christian Storbeck macht eigentlich alles auf zwei Rädern. Seine Tochter Alma meist mit im Gepäck. Im Alltag fühlt er sich aber oft ausgebremsst – von rücksichtslosen Autofahrern. Heute ist er mit seinem Frust nicht alleine. Einmal im Monat treffen sich Berliner Radfahrer zum gemeinsamen Protest. Der soll auch Spaß machen, aber ihr Anliegen ist ernst. Sie wollen aufmerksam machen auf schlechte oder fehlende Radwege und auf Gefahren im Verkehr. Feindbild der Radler: Autofahrer.

Feindbild vieler Autofahrer jetzt: die sogenannte „Critical Mass“.

Radfahrer 2: „Stoppt die Limo! Hey, bescheuert? Geht's noch oder was?“

Autofahrer: „Wer hat jetzt ein Problem mit mir?“

Radfahrer 3: „Wir alle!“

Autofahrer: „Was wollt ihr denn? Ihr fahrt bei Rot! Junges, ich muss Geld verdienen, ihr habt Langeweile. Ich weiß nicht, ob das hier angemeldet sein soll. Angeblich ist hier alles legal, aber wenn alle bei Rot fahren, find ich's irgendwie nicht legal, also...“

Taxifahrer: „Ich find das scheiße von Deutschland, dass die so was erlauben, weil ich hab's grad eilig mit meinem Fahrgast.“

Legal ist das Ganze aber, denn bei mehr als 16 Radfahrern dürfen laut Straßenverkehrsordnung alle in einem Zug über die Kreuzung. Bei rund 2000 Teilnehmern kann das eben dauern.

Christian Storbeck: „Weiterfahren!“

Eine offizielle Demo ist die „Critical Mass“ nicht. Es gibt bewusst keinen Veranstalter, die Verabredung findet über Facebook statt. Auch die Route ist spontan, zufällig, nur zu verfolgen über die eigene App: „Critical Maps“. Seit zwei Stunden ist die Gruppe jetzt schon unterwegs, manche fahren die ganze Nacht.

Radfahrer 4: „Es ist halt einfach schön, einmal im Monat sich quasi so 'n bisschen Lebensraum in der Stadt zurückzuholen.“

Radfahrer 5: „Es wird viel für die Autos gemacht, die haben zwei bis drei Spuren und wir nicht mal eine halbe.“

Radfahrerin: „Wir waren auf der Busspur, wo die Autos sowieso nicht fahren dürfen, und wurden die ganze Zeit wirklich von jedem vorbeifahrenden Auto angehupt, weil wir denen angeblich im Weg waren.“

Es soll eigentlich ein friedlicher Protest sein, aber die Stimmung ist für Christian dieses Mal zu geladen. Er zieht sich und seine Tochter erst mal aus dem Verkehr. Der harte Kern fährt weiter über die roten Ampeln der Nacht – als Albtraum für die Autofahrer.

Kapitel 3 Wie schmeckt's denn so?

Wir essen mit allen Sinnen. Augen, Zunge, Nase bestimmen unseren Geschmack. Das zeigt ein einfacher Test. Wir wollen wissen, welche Farbe schmeckt süßer?

Frau 1: „Das Rote.“

Frau 2: „Der rote Gummibär schmeckt süßer.“

Mann: „Das ist die Farbe mit Liebe und das ist auch ... das schmeckt mir besser.“

Farben verführen die Zunge. Im Geschmackslabor wird getestet, wie die Augen darüber entscheiden, ob es uns schmeckt oder nicht.

Dr. Mark Lohmann: „Wir lassen uns ja sehr leicht verleiten von den Sinnen. Und der erste Eindruck von einem Lebensmittel ist ja meist ein visueller, das heißt, wir begutachten erst einmal die Lebensmittel mit unseren Augen und haben natürlich auch 'ne gewisse Erwartungshaltung.“

Zu jeder Farbe passt ein Geschmack. Das weiß jedes Kind. In diesen Bechern ist immer das Gleiche, mal rot, mal grün, mal gelb gefärbt. Aber was wir sehen, überdeckt, was wir schmecken.

Dr. Mark Lohmann: „Was hast du beim grünen Saft geschmeckt?“

Kind: „Mmh, schmeckt nach Waldmeister.“

Stimmt und typisch für Waldmeister ist die grüne Farbe.

Dr. Mark Lohmann: „Die Farbe muss auf jeden Fall irgendwie zum Lebensmittel passen. Das muss also stimmig sein mit den Erfahrungen, das wird natürlich auch bei der Produktentwicklung ausgenutzt, wenn es da zu Irritationen kommt, dann wird der Verbraucher dieses Produkt auf jeden Fall ablehnen.“

So, wir haben hier drei Zuckerstücke und ich möchte Sie jetzt bitten, das erste Stück zu probieren mit zugehaltener Nase.

Und wie ist da der erste Eindruck?“

Mann 2: „Leicht salzig.“

Dr. Mark Lohmann: „Und die Nase wieder öffnen. Was haben Sie jetzt für einen Eindruck?“

Mann 2: „Ja, so Himbeer. Himbeer. Mhm.“

Dr. Mark Lohmann: „Wenn man sich die Nase zuhält, dann erhält man keinen Aromaeindruck. Und wenn die Nase sich öffnet, dann findet ein Luftstrom statt und da werden die Riechrezeptoren aktiviert.“

Vieles beeinflusst den Geschmack, wenig hat die Zunge damit zu tun. Sie erkennt gerade mal süß, sauer, bitter und salzig. Die Lebensmittelindustrie setzt daher auf Farben, Formen und Düfte.

Dr. Mark Lohmann: „Es ist natürlich relativ einfach, Produkte herzustellen, die eine optimale Nährstoffzusammensetzung haben, aber unter Umständen gar nicht schmecken. Also, die werden ... die Leute werden das dann unter Umständen nicht zu sich nehmen. Und da sollte dann auch die Sensorik stimmen.“

Langweilig wäre das Essen, würden wir es nur mit der Zunge schmecken. Genießer lassen sich daher gern in die Irre führen.

Kapitel 4 Funsport – Surfen auf der künstlichen Welle

Wilde Wellen, Extremsport und Gefahr – und das mitten in der Großstadt. Das Citysurfen im Münchner Eisbach ist nur etwas für die ganz Harten, für echte Kerle eben.

Surfer 1: „Männer sind schon besser. Also, Frauen surfen auch gut, aber die Männer, die machen halt mehr so Tricks.“

Von wegen. Das lässt Tanja Thaler nicht auf sich sitzen. Seit zehn Jahren surft die 33-Jährige im Herzen Münchens. Raus aus dem Alltag und rauf auf die Welle.

Tanja Thaler: „Also, das ist, das ist 'n Sport, das ist Freizeit, das ist Runterkommen, also für mich ist es wirklich, den Kopf frei kriegen.“

Freiheit, Schwerelosigkeit, Herausforderung. ‚Es ist wie eine Sucht‘, sagt Tanja. Sie arbeitet als Sozialpädagogin, studiert an der Universität, verdient nachts als Türsteherin dazu und zieht ihren Sohn allein groß. Der Tag ist durchgetaktet, aber fürs Surfen bleibt immer Zeit.

Tanja Thaler: „Man baut alles andere drumrum. Also, ich arbeite viel, ich studier' auch wieder, aber ... also Surfen muss sein.“

Mitten durch München rauscht der Eisbach. Hier unter der Brücke ist er nur etwa zehn Meter breit. Eingefasst von steilen Betonwänden. Der Reiz am Extremen und die Gefahr surfen hier immer mit.

Tanja Thaler: „Es geht. Also, Bekanntschaft mit den Steinen macht jeder mal, natürlich passieren Unfälle, aber die passieren in jeder Sportart.“

Längst ist die Welle an der Prinzregentenstraße eine Touristenattraktion und steht in jedem Reiseführer. Seit 35 Jahren bestaunen Besucher aus aller Welt die Münchner Extremsportler.

Zuschauer 1: „Das ist eigentlich ziemlich surreal, dass da 'n Surfspot mitten in der Stadt ist.“

Zuschauer 2: „Ist schon mutig, da rein zu springen.“

Die Stars der Welle nehmen es gelassen. Einige genießen ihr Publikum, andere konzentrieren sich einfach auf den „Flow“.

Tanja Thaler: „Am Anfang kommst du dir vor wie so'n Affe im Zoo und irgendwann schaltest du's aber weg, also, ich muss auch sagen, ich bin ein Schisser, ich fahr' immer nur mit Weste, obwohl ich jetzt wirklich schon kontrolliert fall' und ... da schau' ich nicht auf die Touristen, da schau' ich auf die Welle und aufs Brett und die Steine, ist ja nicht ganz ungefährlich.“

Ob Eis oder Schnee, Regen oder Hitze, die Stadtsurfer kennen kein schlechtes Wetter. Die Sucht nach der Welle überwiegt auch im Winter.

Tanja Thaler: „Also, ich war auch bei minus acht Grad drinnen, ähm, aber da hat man die Welle für sich und das ist eigentlich ganz schön.“

Denn was zählt, ist das „Eisbach-Gefühl“, die Faszination am Surfen in der City und der Spaß am Sport.

Kapitel 5 Hochbegabte Kinder

Das Konzert a-Moll von Charles Berlioz ist derzeit Lottas Lieblingsstück. Anspruchsvoll für eine Siebenjährige, nicht aber für Lotta. Als sie mit drei Jahren beginnt, auswendig Melodien nachzuspielen, merken die Eltern, dass ihre jüngste Tochter anders ist als die Geschwister. Zunächst herrschte Ratlosigkeit.

Mutter: „Als wir die Leistung gesehen haben, die Lotta bringt, äh, ja, zuerst am Klavier, waren wir schon sehr, sehr, äh, geschockt und auch erst mal, ja, ähm, atemlos. Und die Ereignisse überschlugen sich.“

In einem Alter, in dem andere Kinder zur musikalischen Früherziehung gehen, bekommt Lotta Einzelunterricht im Geigenfach. Daneben fällt ihre ungebremste Wissbegierde auf. So bringt sie sich mit drei Jahren selbst das Lesen und Schreiben bei.

Lotta: „Hab' ich mir ein Buch genommen und dann hab' ich einfach mal probiert, die Buchstaben herauszufinden, hab' ich das einfach mal probiert. Ich weiß jetzt auch nicht so richtig, wie ich das herausgefunden hab'.“

Schon nach wenigen Monaten fängt sie an, sich im Kindergarten zu langweilen.

Mutter: „Also, sie ist nie gerne hingegangen. Als sie dann lesen konnte, hat sie überhaupt nicht mehr eingesehen, warum sie überhaupt noch in den Kindergarten gehen sollte. Sie hatte auch keinen guten Anschluss an andere Kinder, konnte sich auf deren Spiel nicht einlassen.“

Mit vier Jahren kommt Lotta in die Schule. Zahlreiche wissenschaftliche Tests, viele Gespräche und psychologische Beurteilungen bringen die Gewissheit: Lotta ist hochbegabt. Sie hat einen Intelligenzquotienten über 130; ein Kriterium der Hochbegabung. In einigen Wochen beginnt für die Siebenjährige das vierte Schuljahr.

Für die Familie sind die besonderen Fähigkeiten der jüngsten Tochter eine Bereicherung, aber auch eine große Herausforderung in verschiedener Hinsicht.

Bruder: „Wenn ich dann Klavier spiele und sie kriegt dann die Noten in die Finger von mir, dann kann sie das danach dann immer ganz gut und spielt das immer auswendig. Damit ärgert sie mich dann.“

Mutter: „Die Herausforderung besteht darin, sie täglich adäquat zu fördern; sprich, gerade im musikalischen Bereich mit ihr zu üben. Ansonsten ist sie sehr fordernd, äh, möchte immer ihren Kopf irgendwie in Bewegung halten, liest sehr viel und fragt sehr viel.“

Für Lotta ist die Hochbegabung selbstverständlich.

Lotta: „Also, sozusagen geigen ist mein Leben. Wenn es keine Geigen gäbe, gäbe es auch nicht mich. So würd' ich das beschreiben.“

Neben den drei Stunden Geigen täglich trifft sich Lotta gerne mit ihrer 13-jährigen Freundin Eva. Die anfängliche Unsicherheit im Umgang mit der Hochbegabung ist nicht nur innerhalb der Familie einer gewissen Gelassenheit gewichen.

Kapitel 6 Deutsche Sprache – hippe Sprache?

Deutschland ist eine Exportnation. Aber die Landessprache gilt nicht als gefragtes Gut. Grund dafür könnte eine gewisse Schwellenangst sein. Das weltweite Image des Deutschen ist noch ausbaufähig.

Mann 1: „Es ist eine sehr schwierige Sprache.“

Frau 1: „Sehr streng, und ich denke, eine eher militärische Sprache.“

Mann 2: „Es klingt etwas hart, vielleicht auch schroff, ziemlich schroff.“

Trotzdem erlebt Deutsch einen Popularitätsschub. Allein an den Goethe-Instituten lernen weltweit gut 20 % mehr Menschen Deutsch als noch vor 6 Jahren. Hinter Englisch, Französisch und Chinesisch liegt es damit im Fremdsprachen-Ranking auf Platz 4.

Der Linguist Ulrich Ammon untersucht die globale Verbreitung des Deutschen. In seinem neuen Buch „Die Stellung der deutschen Sprache in der Welt“ hat er Zahlen gesammelt und liefert Gründe für den Zuwachs.

Ulrich Ammon: „Es ist ein Beleg dafür, dass das Ansehen Deutschlands in der Welt in der letzten Zeit gewachsen ist und die Hauptbasis dafür ist die wirtschaftliche Stabilität. Um das rankt sich alles andere, strahlt aus auf alles andere, dass man dann plötzlich auch die deutsche Kultur wieder interessanter findet als früher.“

Wer die Landessprache spricht, hat bessere Jobaussichten bei deutschen Unternehmen. Auch sportliche Erfolge wie die der deutschen Elf, des amtierenden Fußball-Weltmeisters, fördern das Interesse. Und dann ist da ja noch Berlin. Die deutsche Hauptstadt gilt nach wie vor als hipp.

Ein Sprachkurs in Berlin ist darum besonders populär. Hier am GLS Sprachenzentrum kommen 280 Schüler aus 23 Nationen zusammen. Einige sind schon seit Jahren dabei und haben diverse Favoriten in dem für seine zusammengesetzten Worte berühmten Sprachschatz gefunden.

Frau 2: „Vaterschaftsklage.“

Mann 3: „Nachtspeicherofen.“

Frau 3: „Haftpflichtversicherung.“

Die Schüler kommen aus Südamerika, Asien und vor allem aus den Ländern Südeuropas. Damit ist die Klasse ein fast repräsentatives Abbild der Regionen, in denen Deutsch besonders gefragt ist. Kopfzerbrechen bereitet allen hier die Grammatik, etwa der Brasilianerin Adriana Monteiro Vieira.

Adriana Monteiro Vieira: „Ich würde sagen, dass es eine schöne Sprache ist, aber schwer zu lernen. Ich sage immer, dass ich werde nie Deutsch beherrschen, aber ich werde immer versuchen.“

Einige deutsche Begriffe haben es in anderen Sprachen zu Modewörtern gebracht, etwa „Zeitgeist“, „Gemütlichkeit“ oder die angesagte Vorsilbe „über-“. Germanismen sind neuerdings auch in der internationalen Restaurant- und Barszene en vogue. „Fette Sau“ heißt ein Restaurant in New York. In Kopenhagen gibt es „Heidi's Bier Bar“ und in London das „Katzenjammers“.

Der Journalist Sven Siedenberg hat den ausgewanderten deutschen Wörtern nachgespürt. Sein Buch „Besser-visser beim Kaffeeklatsching“ stellt die populärsten Beispiele vor.

Sven Siedenberg: „Das Deutsche hat sicherlich ein Stück weit Exotik zu bieten. Man verschafft sich damit ein bisschen das Gefühl, etwas Besonderes zu sein. Man verschafft sich vielleicht auch das Gefühl, zur Avantgarde zu gehören.“

Das verspürt aber längst nicht jeder Deutschler. Die Vorurteile gegen die Sprache halten sich beständig, etwa in Venezuela, der Heimat von Ernesto Isaaccura.

Ernesto Isaaccura: „Ja, dass es eine ganz schwierige Sprache ist und auch ganz hart. So, es tönt nicht so schön, also so ‚öh öh öh‘.“

Gala Santamaría Manez: „Am Anfang konnte ich kein R sprechen und habe ich das geübt mit, wie sagst du – wie sagt man, mit Wasser oder nach Zähneputzen: Rrrrrrrrr!“

Gerade ein Hit bei Youtube: Videos, die den Klang des Deutschen mit dem anderer Sprachen vergleichen.

Frau 4: „Surprise.“

Mann 4: „Surprise.“

Mann 5: „Sorpresa.“

Mann 6: „Überraschung.“

Von wegen „Deutsch ist bierernst“. Die Sprache hat durchaus ihre lustigen Seiten.

Kapitel 7 Komplimente machen – Freude schenken

Das ist nicht nur ein Straßenkonzert, sondern auch ein Test: mit einem typisch deutschen Ergebnis. Kaum einer bleibt stehen. Dabei weiß Rosa Stark, dass das auch anders geht.

Während ihres Aufenthaltes in Kalifornien waren die Reaktionen auf ihr Geigenspiel wesentlich euphorischer.

Rosa Stark: „Das ist in Berlin schon echt ‘n Highlight, wenn jemand stehenbleibt und einem was Nettes sagt oder irgendwie das Gespräch sucht. Das ist schon ... das passiert so einmal die Stunde vielleicht.“

Meike Krüger: „Wie war das in Kalifornien, als du da Geige gespielt hast?“

Rosa Stark: „Da war’s so, dass so alle anderthalb Minuten jemand kam und mir gesagt hat, so: „Vielen Dank, dass du hier spielst.“ Oder einmal hat mir eine gesagt: „Das rettet mir grad den Abend, der ist richtig doof gelaufen, und jetzt hat mich das voll berührt, und jetzt kann ich irgendwie wieder glücklich nach Hause gehen“ oder so. Und ganz oft bedanken sich die Leute oder sagen, dass sie finden, dass man gut spielt oder so.“

Diese Erfahrungen haben sie zu ihrem Blog inspiriert: „a compliment a day“. Seit einem halben Jahr betreibt sie ihn und verbreitet damit nicht nur Lob und Anerkennung, sondern auch gute Laune. Denn Komplimente sind in Deutschland eher selten. Umso mehr freuen sich die Menschen. Diese junge Frau bekam in der U-Bahn ein Kompliment für ihre Schönheit, ihr Musiklehrer dafür, dass er an sie glaubt, dieses Paar fürs Outfit und der Kioskbesitzer für den beeindruckenden Bart.

Rosa Stark: „Ich hab’ wahnsinnig viel gelernt, ich hab’ unglaublich viele Erfahrungen gemacht und Geschichten gehört und Freunde gefunden, die ich sonst nicht kennengelernt hätte, so. Das hat natürlich schon was in meinem Leben verändert. Ich hab’ mich verändert insofern, als dass ich weiß mittlerweile, selbst in Deutschland, wenn ich auf Leute zugehe und mich überwinde, lohnt sich das. Weil es immer, wirklich immer bis jetzt ‘ne coole Begegnung geworden ist.“

Prof. Dr. Christoph Wulf (Anthropologe): „Wobei es natürlich große kulturelle Unterschiede gibt. Nicht wie ... ja ... also, stellen Sie sich vor, ein Italiener, der hat ein ganz anderes Verhältnis zum Komplimentemachen als der Skandinavier, der eher etwas reservierter, nüchterner ist, aber wahrhaftig ist dafür.

Der Italiener, oder nehmen wir ... wir können auch einen Griechen nehmen, wir können auch einen Lateinamerikaner nehmen. Der sieht das anders: Ein Kompliment ist ein Teil der Interaktion, der Kommunikation mit dem anderen. Und da kann man schon mal ‘n bisschen auch auftragen und ‘n bisschen was übertreiben.“

Mittlerweile ist Rosa Stark immer auf der Suche, um jemandem etwas Nettes zu sagen. Denn das macht ihr selbst auch gute Laune. Das schönste Kompliment mit der besten Geschichte des Tages veröffentlicht sie dann mit einem Foto auf dem Blog. Ihr fällt das mittlerweile ganz leicht. Mir nicht. Und genau deshalb will ich es ausprobieren.

Meike Krüger: „Kannst du mir einen Tipp geben?“

Rosa Stark: „Ja. Es ist egal, ob das Kompliment dir selber super vorkommt oder nicht. Wichtig ist, dass du es fühlst. Und mach’ den Kopf einfach aus und denk’ nicht zu viel drüber nach.“

Mit versteckter Kamera begeben sich auf die Mission – und muss ganz schön über meinen Schatten springen.

Meike Krüger: „Hallo! Hi! Sprechen Sie Englisch? Ich wollte Ihnen nur sagen, dass ich Ihren Mantel mag.“

Passantin 1: „Thank you. [Danke.]“

Meike Krüger: „Ich habe mein erstes Kompliment gemacht.“

Danach ist der Damm gebrochen!

Meike Krüger: „Ihr seht großartig aus. Ich mag deine Mütze. Die ist wirklich lustig.“

Passant 1: „Ich mag Komplimente. Das ist sehr nett.“

Meike Krüger: „Ich mag dein Outfit, ich lieb’ deinen Style.“

Passantin 2: „Dankeschön.“

Bei gut gelaunten Touristen – kein Problem: Schwieriger wird es in einer deutschen Fußgängerzone. Spontane Komplimente sind hier exotisch und die Reaktion zurückhaltend.

Meike Krüger: „Ich finde, Sie als Paar sehen ganz lässig und sehr sympathisch aus.“

Du hast ja ein tolles Lächeln.

Dafür, dass Sie gerade Ihrer Mutter so nett geholfen haben, möchte ich eigentlich der Mutter ein Kompliment machen, dass Sie Ihren Sohn so gut erzogen haben.

Darf ich Ihnen ein Kompliment machen?“

Passantin 3: „Nee.“

Meike Krüger: „Nein? Ich darf Ihnen kein Kompliment machen?“

Passantin 3: „Nein.“

Meike Krüger: „Ich wollte Ihnen nur was Nettes sagen. Ich finde die Farbe von Ihrer Hose, die ist sehr, sehr toll.“

Passantin 4: „Die is’ cool, oder?“

Meike Krüger: „Ja, die is’ sehr cool.“

Kapitel 8 Generation Konsum?

Sie konsumieren selbstverständlicher, geben mehr Geld aus als jede Generation vor ihnen. Jugendliche in Deutschland verfügen über eine Kaufkraft von rund 22 Milliarden Euro und sie definieren sich über ihren Konsum, über Artikel und Marken, denn mit denen sind sie in – oder out.

Fern Campbell: „Konsum bedeutet mir schon viel, weil ich will natürlich auch irgendwie mein, mein Leben schön genießen.“

Maria Stenzel: „Es geht irgendwie nur ums Konsumieren, also, das sehe ich auch in der Schule vor allem.“

Fabian Krüger: „Für Menschen in meinem Alter ist es in der Regel auch extrem wichtig, was man und wie viel man davon konsumiert und bei ganz vielen ist es ja auch einfach ’n Statussymbol, immer das Neueste zu haben.“

Der Soziologe und Jugendforscher Claus Tully untersucht das Kaufverhalten der sogenannten „Generation Konsum“. Zusammen mit seinen Kollegen vom Deutschen Jugendinstitut München befragte er Jugendliche zwischen 14 und 24 zu ihrem Konsumverhalten.

Claus Tully: „Da haben wir geschaut: Was bedeutet Konsum für Jugendliche? Was konsumieren sie? Wie viel Geld haben sie? Äh, wo meinen sie, dass sie Einfluss nehmen können? Und es kommt heraus, nicht alles, was gekauft ist, ist wichtig. Ganz viele Dinge – 50 Prozent dessen, was gekauft wird – erscheint ihnen überflüssig. Es kommt auch heraus, dass es, äh, von der sozialen Schicht und von der Bildung abhängt, ob man vernün... mehr vernünftig oder weniger überlegt einkauft.“

Die Hälfte dessen, was sie kaufen, ist ihnen nicht einmal wichtig. Handys jedoch sind absolut unverzichtbar. 92 Prozent der 12-Jährigen haben bereits ein eigenes. Selbst sich auszutauschen oder zu verabreden, kostet so Geld.

Maria Stenzel: „Also, ich weiß gar nicht, wozu ich das eigentlich benutze, aber ich benutz’ es die ganze Zeit. Also, jede 10 Minuten bin ich auf meinem Handy, einfach nur, um irgendwie was nachzugucken, deswegen also ... Ohne mein Handy könnte ich gar nicht.“

Nur wenige Jugendliche hinterfragen ihren Konsum, doch es gibt sie: Jugendliche der BUND-Jugend zum Beispiel informieren Schulklassen oder Auszubildende über nachhaltigen Konsum. Thema 1 der konsumkritischen Stadtführung: Mobiltelefone.

Fabian Krüger: „Wer von euch hat denn wie viele Handys?“

Mädchen 1: „Das eine ist zum Telefonieren und das andere für SMS.“

Mädchen 2: „Also, es gibt schon Leute, die dann einen komisch angucken, wenn man noch ’n altes Handy hat, und sagen so: ‚Mensch, so ’n Smartphone, das ist doch schon viel praktischer als so ’n Tastentelefon und man hat auch viel mehr Speicherplatz.‘ Aber die meisten finden’s eigentlich total okay. Also, solange man wenigstens ein Handy hat, ist man noch nicht ganz komisch.“

Auf 100 Jugendliche kommen 109 Handyverträge. Für die meisten darf es nicht irgendein Handy sein, sondern immer das neueste. Sie wachsen auf mit ständig neuen Produkten, Must-haves, Tarifen, Optionen. Konsum ist für sie Lust, aber auch Last.

Claus Tully: „Was auffällt, ist, dass Jugendliche auch darüber klagen, dass es schwierig ist zu konsumieren, weil es einfach unübersichtlicher wird. Ich kann mich an Geschichten erinnern, wo einer erzählt hat, dass er dann

einfach wieder nach Hause gegangen ist, um sich's noch mal zu überlegen, was er wirklich braucht. Das ist aber schon gleichzeitig ein Beispiel für den reflektierten Konsum, der bei weniger gebildeten Menschen nicht so häufig auftritt."

Per Internet oder beim Einkaufsbummel – für junge Mädchen ist Konsum in erster Linie die Jagd nach dem richtigen Outfit. Schon die 12- bis 19-Jährigen haben präferierte Marken. Am häufigsten kaufen die Jugendlichen bei H & M; umso wichtiger, dass es auch Kollektionen aus recycelten Materialien oder Bio-Baumwolle gibt.

Fern Campbell: „Sie stellen diese billigen Klamotten, die genauso aussehen, genau daneben und dann greift man natürlich zum Billigen, weil man sich dieses Label nicht genau anschaut. Ich finde nur, sie sollten viel mehr so, äh, natürlich herstellen. Ich finde, das sollte – mehr als die Hälfte der ganzen Kleidung sollte einfach aus diesem organic cotton hergestellt werden.“

Zurück zur konsumkritischen Stadtführung der BUND-Jugend. Thema ist die Weltreise einer Jeans. Die Produktionskette, die verschiedenen Stationen von Herstellung über Vertrieb bis zum Recyceln werden kritisch hinterfragt.

Mädchen 3: „Guckt mal bitte alle in eure Klamotten rein. Woher kommen eure Klamotten eigentlich?“

„Türkei.“

„Bangladesch.“

Mädchen 3: „Bangladesch?“

„China.“

Mädchen 3: „Für die Herstellung einer einzigen Jeans werden 40.000 Liter Wasser verbraucht. Das sind, nur mal so zur Vorstellung, 150 Badewannen.“

Mädchen 4: „Ja, ich kann ja jetzt nicht aufhören, Jeans zu kaufen, nur deswegen. Aber ich denke, ... ich denke, wir wissen alle, dass so 'ne Sachen nich' gut sind. Wir wissen alle, dass 'n Billig-T-Shirt für 5 Euro keine guten Arbeitsbedingungen haben wird und trotzdem kaufen wir sie.“

Claus Tully: „Jede Form von Konsum ist auch irgendwie mit Folgen für die Umwelt verbunden. Das heißt, ich würde an der Stelle darauf setzen, dass Jugendliche ihren Konsum – ja, nicht gründlich reflektieren, also nicht im Sinne von Analyse – aber bemerken: ‚Das ist folgenreich.‘ Die ganz einfache Regel, die ich hätte, wäre zu sagen: Die Sachen, die ma' nicht braucht, diese 50 Prozent, wenn man die vielleicht nicht kaufen würde, wär' das auch schon ein ganz großer Schritt.“

Sie leben in einer Welt, in der permanenter Konsum alltäglich ist und ganz normal. Nur noch die Hälfte zu kaufen, den eigenen Konsum aus ökologischen Gründen zu reduzieren, das Bewusstsein dafür ist schon da, doch wirklich Einfluss auf ihr Kaufverhalten hat es noch nicht.

Kapitel 9

Erfurt

Reporterin: „Hallo und herzlich Willkommen, meine Damen und Herren, in Erfurt, der Landeshauptstadt von Thüringen. Wir stehen hier oben auf dem Petersberg, da wo so'n bisschen der Wind geht, aber wir haben auch den besten Überblick über die Altstadt, die sich hier direkt hinter mir erschließt. Diese wunderbare, mittelalterliche Stadt, die voll ist von Märkten, wunderschönen Kirchen und natürlich den wunderbaren Fachwerkhäusern. Aber wir fangen den Stadtrundgang erst mal hier oben auf dem Petersberg an.“

Die Zitadelle Petersberg zählt zu den größten barocken Stadtfestungen Mitteleuropas. Grundsteinlegung war im Jahr 1665.

Die romanische Basilika St. Peter und Paul ist das älteste Gebäude auf dem Petersberg. Sie war Bestandteil eines ehemaligen Benediktinerklosters aus dem 12. Jahrhundert.

Die Minengänge, ein Teil des groß angelegten Befestigungssystems, durchziehen den Fuß der Festungsmauern. Sie sollten verhindern, dass feindliche Mineure, das waren Spezialeinheiten für den Tunnelbau, die Mauern unbemerkt untergruben und sprengten. Zum Glück ist das nie passiert. Und auch jetzt scheint alles ruhig zu sein.

In unmittelbarer Nachbarschaft zum Petersberg befindet sich der Domplatz. Eine imposante Freitreppe mit 70 Stufen führt hinauf zum Wahrzeichen der Stadt, dem in Europa einzigartigen Kirchenensemble vom Mariendom und St. Severi, einem Meisterwerk deutscher Sakralbaukunst. Über das reich geschmückte Triangelportal gelangt man in den katholischen Dom. Im Inneren des Domes beeindruckt Kunstwerke aus verschiedenen Jahrhunderten, so auch der barocke Hochaltar aus dem Jahr 1697. Sehenswert sind auch die 13 annähernd 18 Meter hohen Fenster im gotischen Chor. Ein Fenster ist Bonifazius gewidmet. Er gründete 742 das Bistum Erfurt, ihm verdankt die Stadt die urkundliche Ersterwähnung. Das geschnitzte, gotische Chorgestühl mit seinen Verzierungen gehört zu den schönsten Europas. Berühmt ist auch der Wolfram. Er gilt als die erste freistehende Bronzeplastik dieser Art aus der Zeit der Romanik. Auf seinem Gürtel kann man seinen Namen lesen.

Den Domplatz begrenzen an seiner Süd- und Ostseite eine Reihe liebevoll sanierter Fachwerkhäuser, Cafés laden zum Verweilen ein. Der Domplatz zählt mit etwa 2 Hektar Fläche zu den größten Plätzen Mitteleuropas. Hier finden das ganze Jahr über zahlreiche Märkte und Veranstaltungen statt, die man sich nicht entgehen lassen sollte. Das kulturelle Highlight sind die Dom-

stufenfestspiele, die vor der beeindruckenden Kulisse von Dom und St. Severi jährlich im Sommer aufgeführt werden.

Der Weihnachtsmarkt im Dezember, übrigens einer der größten Deutschlands, zieht tausende Besucher mit aromatischen Düften, stimmungsvollen Klängen und Geschichten in seinen Bann.

Reporterin: „Ja, wenn man die 70 Stufen hier hoch gekommen ist, zum Dom zu Erfurt, dann schaut man auf den Turm und in diesem Turm hängt eine Glocke, zu der man sogar eine weihnachtliche Sage hat. Denn der Glockenbaumeister, der Glockengießer, der soll genau zu Heilig Abend von einem Engel wie mir so eine kleine Eingebung bekommen haben, dass er sozusagen diese Glocke, diese ‚Gloriosa‘ gießen soll, die bringt ihm Glück. Und sie hängt auch wirklich noch da in diesem Turm und sie wird genau zu Heilig Abend uns wieder erfreuen mit ihrem Glockenschlag, dann werden sie ... wir sie wieder hier in Erfurt am Domplatz hören können.“

Im Glockenturm des Doms hängt die 500 Jahre alte und wegen ihres Wohlklanges berühmte Glocke ‚Gloriosa‘, die Ruhmreiche. Sie ist die größte mittelalterliche freischwingende Glocke des christlichen Abendlandes.

Reporterin: „Und jetzt steh’n wir auf dem Fischmarkt, der Mittelpunkt der mittelalterlichen Stadt, das war er mal, aber auch heute noch einer der schönsten Plätze.“

Der Fischmarkt zwischen Marktstraße und Krämerbrücke, an der einstigen „Via Regia“ gelegen, ist Zeugnis vieler Baumeister, die ihm durch Jahrhunderte ein repräsentatives Aussehen gaben. Ein Höhepunkt der Architektur der Renaissance ist das „Haus zum Roten Ochsen“. Hinter der mit Musen reich geschmückten Fassade befindet sich die Kunsthalle Erfurt mit wechselnden Ausstellungen moderner Kunst.

Das schönste Patrizierhaus der Stadt ist das „Haus zum breiten Herd“. Aufmerksamkeit verdient hier der breite Schmuckfries, auf dem die fünf menschlichen Sinne gezeigt werden. Ende des 19. Jahrhunderts wurde das Gildehaus im Stil der Neo-Renaissance angefügt mit den Darstellungen der vier Kardinaltugenden: Gerechtigkeit, Weisheit, Tapferkeit und Mäßigung.

Reporterin: „Aber das wichtigste Haus ist natürlich das Rathaus.“

Im Inneren des neogotischen Rathauses fühlt man sich in eine Gemäldegalerie versetzt. Mythos und Historie empfangen den Besucher: zwei Motive, die durch das Haus führen und Interessantes aus der Stadtgeschichte erzählen.

Wir begegnen dem Reformator Martin Luther, der im Erfurter Augustinerkloster entscheidende Jahre seines Lebens verbrachte. Durch diese Pforte betrat Luther das Kloster. Kirche und Klosteranlage wurden zwischen 1277

und 1320 erbaut.

Martin Luther trat 1505 dem Kloster bei. Eine Ausstellung gedenkt des Reformators. Die Lutherzelle ist als Teil der Ausstellung zu besichtigen. Heute ist das evangelische Kloster Begegnungs- und Tagungszentrum sowie Luther-Gedenkstätte.

Erfurt ist auch Martin Luthers geistige Heimat. An einer der ältesten deutschsprachigen Bildungseinrichtungen, die anno 1392 gegründet wurde, studierte er die sieben freien Künste sowie Rechtswissenschaften und Theologie. Über das gotische Portal betrat man das Kollegium Majus, das alte Hauptgebäude.

Das Andreas-Viertel ist nicht nur wegen der alten Universität bekannt geworden. Sehr beliebt bei Einheimischen und Gästen sind die vielen urigen Gaststätten und Kneipen. Hier lässt es sich bis spät in die Nacht gut mit Freunden feiern. Und wäre man vor knapp 500 Jahren hier eingekehrt, begegnete einem vielleicht Adam Ries, manchen als Adam Riese bekannt. Der bedeutendste Rechenkünstler seiner Zeit verbrachte wichtige Jahre seines Lebens in Erfurt. Hier entstanden seine berühmten Rechenbücher und gingen im „Haus zum schwarzen Horn“ zum ersten Mal in Druck.

Reporterin: „Die Neue Oper hier in Erfurt, das ist er, der erste Operneubau in den Neuen Bundesländern. Eine ganz moderne, wie wir sehen können, und hier gibt es unheimlich viele Kulturangebote von Aida bis zum Musical kann man alles genießen.“

Der moderne Theaterneubau in Sichtweite zu Dom und Petersberg wurde 2003 eingeweiht. Von außen nur als nicht unumstrittener, imposanter Korpus in Form einer Kesselpauke sichtbar, bietet der große Saal 800 Besuchern Platz.

Reporterin: „Fernab von all den engen, kleinen Gassen sind wir jetzt hier oben auf dem Gebiet des Landesfunkhauses des mitteldeutschen Rundfunks und das ist sozusagen der Medienstandort in Erfurt.“

Gleich neben dem Landesfunkhaus entstand mit der Messe Erfurt ein Zentrum für Ausstellungen, Tagungen und Großveranstaltungen. Selbst als Olympiastandort hatte sich die Messe Erfurt bereits verdient gemacht. Aber die Halle kocht nicht nur zur Kocholympiade. Bei Veranstaltern zählt sie zu den bedeutenden Locations in Deutschland.

Für denjenigen, der es lieber ruhiger mag sowie Erholung und Entspannung bevorzugt, empfiehlt sich das Gelände der EGA, der Erfurter Gartenausstellung. Blumen- und Parkanlagen sind das Markenzeichen. Ein 6000 Quadratmeter großes Blumenbeet ist die größte gestaltete Fläche dieser Art in Europa.

Reporterin: „Der Kaisersaal, das ist die Balladresse

Nummer 1 in Erfurt. Hier müsste man eigentlich im schicken Kleid stehen, um zum Konzert, zum Kabarett, zum Theater zu geh'n. Und dieser Kaisersaal hat auch 'ne ganz interessante Geschichte. Denn einmal war's der Ballsaal für die Studenten der Universität und zum anderen hat sich hier Napoleon mit Goethe getroffen.“

Eines der Wahrzeichen von Erfurt ist die Krämerbrücke. Sie ist die längste durchgehend mit Häusern bebaute und bewohnte Brücke nördlich der Alpen. Auf den sechs Brückenbögen drängen sich 32 Fachwerkhäuser aneinander. An den Enden standen Brückenkopfkirchen, wovon eine, die Ägidienkirche, noch heute existiert. Eine Turmbesteigung wird mit einem fantastischen Blick über die Stadt belohnt. Einmal im Jahr steht die Brücke im Mittelpunkt der ganzen Stadt, zum Krämerbrückenfest. Nicht nur Bettler, sondern auch Gaukler, Handwerker und Händler versetzen den Besucher in die mittelalterliche Zeit.

Reporterin: „Tja, meine Damen und Herren, das Ende der Krämerbrücke is' erreicht und damit auch das Ende unserer Stadtführung. Aber Erfurt bietet ja noch so viel mehr. Sie müssen einfach selbst kommen, ich zähl' auf Sie, wir freu'n uns, dass Sie nach Erfurt kommen.“

Kapitel 10 Wildtiere in Berlin

Wildschweine auf einer Hauptstraße mitten in Berlin, gefährlich für den Verkehr. Dieser Autofahrer hat rechtzeitig gebremst – Wildwechsel in der Großstadt: ein Fall für Derk Ehlert. Er ist Jagdreferent des Berliner Senats. In der Hauptstadt ist er der Mann für Probleme mit wilden Tieren.

Derk Ehlert: „Ksch, ksch. Holla, holla, holla.“

Die vierspurige Straße hat Derk Ehlert schon länger im Visier.

Derk Ehlert: „Holla, holla, holla.“

Erst vor zwei Tagen rannte hier ein Frischling in ein Auto.

Derk Ehlert: „Is' ziemlich gefährlich, aufm Mittelstreifen die Schweine, links und rechts 'ne sehr schnell befahrene Straße mitten in Berlin. Wir ham jetzt halb drei und natürlich 'n Problem, wenn dann große Schweine auf dem Mittelstreifen sind.“

Doch das Problem erweist sich als hartnäckig, kurze Zeit später überquert eine Bache seelenruhig mit ihren Frischlingen die Straße. An Motorenlärm oder Licht haben sich Berliner Wildschweine längst gewöhnt. Allerdings können sie gefährlich werden, wenn ein Mensch ihnen zu nahe kommt.

Jochen Viol hat es am eigenen Leib erfahren müssen. Ein aufgescheuchtes Wildschwein rannte ihn einfach um.

Derk Ehlert: „Hier vorne auf der Seite waren die ja auch mal.“

Seit dem Angriff kann der Pensionär nur mithilfe eines Stocks gehen.

Jochen Viol: „... da hinten unter den Bäumen lang gelaufen und sind da drüben aus der Ecke rausgekommen ...“

Jochen Viol hat ein großes Grundstück, direkt am Waldrand von Berlin Charlottenburg. Ein Paradies, auch für die Berliner Wildschweine.

Jochen Viol: „Ich wollte die Zäune zum Wald hin inspizieren, ob sie noch in Ordnung sind, nachdem Wildschweine hier über die Wege gelaufen sind und auch hier einen kleinen Platz umgegraben haben. Der Zaun war dann zwar in Ordnung, aber ich war hinterher nicht mehr in Ordnung, weil mich da ein Wildschwein, was ich nicht gesehen habe – offenbar hat es im Laub, ge-, sich geduckt und dort gelegen und muss sich angegriffen gefühlt haben – glattweg umgerannt hat und dann lag ich da mit einem Beinbruch.“

Wilde Tiere sind keine Schoßhunde, das weiß der Pensionär nur allzu gut. Derk Ehlert berät ihn, wie er künftig die Wildschweine am besten aussperren kann.

Jochen Viol: „Es scheint offensichtlich aber auch so zu sein, wenn's überhaupt erst mal zu ist, dass dat auch schon was nützt, nur im Notfall, dass wir eben dagegenrennen, aber die haben sich auch schon da hinten durchgezwängt zwischen den Zäunen, und ...“

Derk Ehlert: „Mhm. Ja, man sieht's ja auch drüben, ihr Nachbar hat ja auch versucht, mit Schnurnägeln das denn noch zu verankern.“

Ein stabiler Zaun, fest in der Erde verankert, mit Baumstämmen gesichert. Der beste Schutz, um hungrige Wildschweine draußen zu halten. Jochen Viol hat das in bitterer Erfahrung lernen müssen.

Derk Ehlert: „Des is' schon 'ne ganz gute Möglichkeit, sich denn zu schützen. Ja.“

Eine typische Berliner Siedlung mit Mietwohnungen. Aufgeregte Anwohner haben Derk Ehlert zu den Mülltonnen gerufen. Nicht nur Füchse und Wildschweine hat die Hauptstadt zu bieten, hier steht ein kleiner Waschbär im Mittelpunkt.

Derk Ehlert: „Wir ham so was nich' selten, immer wieder passiert das, äh, dass Waschbären in so 'ne Container reinfallen. Die sind auf der Suche nach Nahrung, werden durch den Geruch der Restabfälle, die da drin sind, ähm, angelockt und, ähm, die ham ja so große Löcher oben, diese Container, und da plumpsen 'se rein. Und kommen denn nich' mehr raus, wenn ...“

Anwohnerin: „... wenn die Mülltonne nicht voll ist.“

Derk Ehlert: „... zu wenig Müll drin ist.“

Der Wildtierbeamte ruft eine Tierärztin zu Hilfe. Mit einem Kescher versucht sie, das verängstigte Tier einzufangen. Der kleine Waschbär sucht nach Fluchtwegen, vergebens. Für die erfahrene Tierärztin ein leichter Fang. Waschbären gibt es viele in Berlin. Weil sie so niedlich sind, beschweren sich die Menschen selten, oft werden sie sogar gefüttert. Doch dann werden die Tiere erst in die Stadt gelockt.

Derk Ehlert: „Die wehrt sich natürlich, klar. Äh, putzig sind 'se, aber, äh, die sind äußerst wehrhaft.“

Anwohnerin: „Das ... kratzen und beißen die ...“

Derk Ehlert: „Ja, aber ganz doll.“

Derk Ehlert und die Tierärztin bringen das Waschbärjunge in einen nahen Park. Der Wildtierbeamte weiß, die Mutter lebt hier auf einem Baum.

Familienzusammenführung, der kleine Waschbär kann es noch nicht glauben.

Tierärztin: „'n Mädchen.“

Ein Mädchen also. Erleichtert flitzt die Kleine den Baum hinauf, in die Freiheit.

Wenn es Nacht wird in Berlin, kommt Reinecke Fuchs aus seinem Bau. Dieser Jungfuchs streift in Wannsee durch die Gärten, sucht Futter – Mäuse, Schnecken oder Würmer. Das Tier ist neugierig, hat vor unserem Kameralicht keine Angst. Typisch Stadtfuchs, von klein auf an Menschen gewöhnt.

Derk Ehlert: „Ja, das war 'n schöner Jungfuchs.“

Reporterin: „Wie alt war der?“

Derk Ehlert: „Der war jetzt 3, 4 Monate alt, etwa. Das sind seine ersten Streifzüge durch die Umgebung, ohne Muttern. Man erkennt's noch an den dunklen Flecken am Rücken, ähm, auch noch an seinem tollpatschigen Verhalten, die sind jetzt in 'ner Phase, wo 'se fast selbstständig werden.“

Füchse gibt es in ganz Berlin, sogar im Zentrum. Die Millionenstadt ein ideales Jagdrevier. Die Abfälle der Menschen, reichlich Nahrung für Ratten und Mäuse und die sind leichte Beute für den Fuchs.

Reporterin: „Kann man die Tiere nicht fangen und in den Wald zurückbringen?“

Derk Ehlert: „Ja, das wurde vor einigen Jahren noch gemacht. Äh, man hat dann irgendwann festgestellt,

dass die Tiere wieder zurückkamen. Denn 'n echter Stadtfuchs hat im Wald nichts zu suchen und nichts verloren, außerdem sind da alle Reviere besetzt. Der würde sofort verbissen werden von seinen Rivalen. Er müsste also sofort wieder sich neue Flächen suchen, um neue Lebensräume zu gewinnen.“

Und manche mögen's ganz zentral. Berlin Mitte, direkt am Bundeskanzleramt. Die Füchse nähern sich dem Zentrum der Macht. Thomas Ernst vom Kabarettzelt TIPI hat Derk Ehlert zu Hilfe gerufen. Eine Fuchsfamilie ist unter die Künstlerbaracken gezogen.

Derk Ehlert: „Das is' ideal. Das is' für 'nen Fuchs natürlich großartig. Und dann hat er die Stadt hier drumrum ...“

Thomas Ernst: „Ja, ja.“

Derk Ehlert: „... , kann er direkt losziehen und sich Beute suchen und hier kommt kein Mensch ran.“

Thomas Ernst: „Is' 'ne große Wohnung, die er sich rausgesucht hat.“

Derk Ehlert: „'Ne riesige Wohnung, ja, die reicht eigentlich für zwei Familien.“

Thomas Ernst: „Wir hatten jetzt, ich glaube, vor zwei Wochen war's, die Situation, dass Gäste im Garten abends noch saßen nach der Show und der Fuchs wirklich über den roten Teppich ins Zelt marschiert ist. Und das war dann so doch der Punkt, wo ich sagte: ‚Das geht jetzt einfach zu weit.‘ Also, der hat überhaupt keine Scheu mehr, keine Angst.“

Derk Ehlert: „Kein Tier ist böse, auch nicht Füchse. Völlig liebe Tiere, aber es sind und bleiben Wildtiere. Und in diesem Zusammenhang muss man natürlich aufpassen, wenn mehrere Menschen auf einem Haufen zusammen sind und 'n Tier plötzlich sich erschreckt, weil da Musik ist oder weil irgendetwas für ihn Fremdes passiert, dass er dann plötzlich um sich beißt, weil er einfach Angst hat 'n Augenblick lang ... schon lange nicht tollwütig ist, aber trotzdem, in diesem Falle, gucken wir uns's schon sehr genau an.“

Normalerweise hat ein wildes Tier Angst vor Menschen. Zutraulich werden die Tiere nur, wenn sie gefüttert werden. Angst vor Krankheiten müssen die Berliner nicht haben. Tollwut oder Fuchsbandwurm gibt es seit vielen Jahren nicht mehr.